

**„Ich soll hier vom Bruder reden . . .“**  
**Wilhelm Grimm, der andere der beiden Großen \*)**

Ludwig Denecke

Am 5. Juli 1860 hielt Jacob Grimm in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin seinem verstorbenen Bruder die Gedenkrede. *Wie fast immer, wenn er öffentlich zu sprechen hatte, so berichtete später Wilhelms Sohn Hermann Grimm, begann Jacob Grimm mit etwas heiserer, oft unterbrochener Stimme, bis er allmählich in Fluß kam. Er war der letzte der in jener Sitzung sprach und die Zeit vorgerückt als er begann. Viele werden sich seines Anblicks noch erinnern, wie er die beschriebenen Blätter gegen das Fenster gewandt hielt um besseres Licht zu erhaschen und wie der Schein der Dämmerung auf sein weißes Haar fiel.*

*Ich soll hier vom Bruder reden – so begann der Sprecher – den nun schon ein halbes Jahr lang meine Augen nicht mehr erblicken, der doch nachts im Traum, ohne alle Ahnung seines Abscheidens, immer noch neben mir ist. Ihm zum Andenken niedergelegt sei denn ein Gebund Erinnerungen. . . und etwas später: So nahm uns denn in den langsam schleichenden Schuljahren ein Bett auf und ein Stübchen, da saßen wir an einem und demselben Tisch arbeitend, hernach in der Studentenzeit standen zwei Bette und zwei Tische in derselben Stube, im späteren Leben noch immer zwei Arbeitstische in dem nemlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern nebeneinander, immer unter einem Dach in gänzlicher unangefochten und ungestört beibehaltener Gemeinschaft unserer Habe und Bücher, mit Ausnahme weniger, die jedem gleich zur Hand liegen musten und darum doppelt gekauft wurden, auch unsere letzten Bette, hat es allen Anschein, werden wieder dicht nebeneinander gemacht sein; erwäge man, ob wir zusammengehören und ob von ihm redend ich es vermeiden kann meiner dabei zu erwähnen.*

Wir haben uns daran gewöhnt, diese Zweisamkeit der Brüder wohl als etwas Besonderes, aber doch als etwas ganz Selbstverständliches hinzunehmen, leider immer noch bis zu der häßlichen Formel *Gebrüder Grimm*, die von den beiden Einzelpersönlichkeiten nichts mehr übrig läßt. Die *Brüder Grimm* nannten sich Jacob und Wilhelm, und das sollten wir auch tun.

Dabei war diese über 70 Jahre dauernde Zweisamkeit – durch alle Phasen eines überaus bewegten Lebens hindurch – keineswegs etwas völlig Selbstverständliches, zumal die beiden Brüder, außen und innen, in einer kaum ermeßbaren Weise verschieden waren.

In der Kinderzeit fällt uns die Unterschiedlichkeit der beiden zunächst noch nicht auf. In *einem* Bett, in *einem* Stübchen, fünf- und sechsjährig Hand in Hand zu einem Sprachlehrer des Französischen in Hanau, nach dem Tode des Vaters gemeinsam nach Kassel auf das Gymnasium und danach wieder gemeinsam beim Studium der Rechte in Marburg. Es sieht so selbstverständlich aus. Dann aber erhalten wir bemerkenswerte Äußerungen durch Briefe, die die Brüder einander oder an nahestehende Freunde sandten. Wir hören die Beteiligten selbst, nicht Schilderungen oder Urteile anderer.

---

\* Gedenkrede zum 200. Geburtstag Wilhelm Grimms, gehalten in Steinau, Kassel und Berlin

Jacob schrieb an den Bruder aus Paris 1805 (er war gerade 20 Jahre alt), wie einen Stoßseufzer, eingebettet in Erörterungen über Möglichkeiten der Bücherbeschaffung: *Ich denke, wenn wir auf diese Weise fortfahren mit unseren planmäßigen Bücherkäufen . . . so werden wir einmal hübsche Werke sammeln, es versteht sich, daß wir in Zukunft etwas mehr dranwenden können und immer zusammen vereinigt – denn, lieber Wilhelm, wir wollen uns einmal nie trennen, und gesetzt, man wollte einen anderswohin tun, so müßte der andere gleich aufsagen. Wir sind nun diese Gemeinschaft so gewohnt, daß mich schon das Vereinzeln zum Tode betrüben könnte. – Doch damit das nicht zu rührend wird, will ich Dir nun sagen, daß wir uns rasch um Auktionskataloge bemühen wollen . . .* Es ist also nicht Wilhelm, der Weichere, eigentlich Anlehnungsbedürftigere, der sich an dem Bruder halten möchte, sondern es ist der herbere Jacob, den die Not der Einsamkeit zu diesem Ausruf bewegt. Und Wilhelm antwortet, am Ende eines langen Gegenbriefes: *Sonst, lieber Jacob, was Du schreibst vom Zusammenbleiben, ist alles recht schön und hat mich gerührt. Das ist immer mein Wunsch gewesen, denn ich fühle, daß mich niemand so lieb hat als Du, und ich liebe Dich gewiß ebenso herzlich. Dein W.* Er gibt seine Zustimmung zu dem, das der Bruder ausgesprochen und angeregt hat.

Ein paar Jahre später, im Februar 1809, schrieb Jacob an den Lehrer und Freund Savigny: *Mein Bruder hat einen Aufsatz über nordische Poesie in die Studien gegeben* (es ist der großartige, umfangreiche Aufsatz „Über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältnis zu der nordischen“ in der Heidelberger Zeitschrift „Studien“), *in dem ich manches nicht unterschreiben möchte. Es ist mir lieb, daß wir in vielen Stücken nicht ganz einig sind, weil dies natürlich ist. Mit seiner Rezension von Hagens Nibelungen bin ich dagegen fast einverstanden, und einen Beweis unserer übrigen brüderlichen Eintracht geben wir damit, daß wir jetzt für Creuzer eine Recension der Hagenschen Sammlung altdeutscher Gedichte zusammen machen.* Das ist auch geschehen, ohne daß die Anteile der Brüder an diesem umfangreichen Schriftwerk gekennzeichnet wurden. *Nicht ganz einig – und doch gemeinsam!*

Auf der anderen Seite schrieb Wilhelm im Mai 1811 an Achim von Armin über den Plan zu einer Ausgabe der Edda: *Ich bin mit Jacob noch nicht einig über die Art. Da ich ihm in so vielen Dingen, wo es mir mehr wert ist, ihm einen Gefallen zu thun, als meinen Willen zu haben, nachgegeben, ist er verwöhnt und meint, es müsse so sein. . . . Alle seine Irrthümer hängen so genau mit seinem Charakter zusammen, daß, jemehr sich dieser zu äußern Gelegenheit hat, jene immer härter werden.* In einem etwas späteren Brief heißt es zwar: *Unsere Arbeiten, das Gemeinschaftliche dabei, die Freude des Auffindens und Mitteilens macht mir viele vergnügte Stunden* (vergnügt hier noch im Sinne von genügen, also froh zufrieden); und doch etwas weiter in demselben Brief, zur gemeinsamen Lektüre von Goethes „Dichtung und Wahrheit“: *Wie verschieden wir beide (ich und Jacob) sind, ist mir dabei wieder recht deutlich gewesen.*

Jacob aber schrieb aus Paris 1815 an den Bruder, auf die Nachricht vom Tode der guten Tante Henriette Zimmer, der Schwester der Mutter, die die Jungen während der Schulzeit in Kassel betreut hatte: *Ich bin jetzo so hauptsächlich an Dich gebunden, daß ich nicht aus noch ein wüßte, wenn Du mir mangeltest, der Himmel will uns aber vielleicht doch eine Zeitlang zusammen fristen.* Wieder ist es die Furcht vor einem Alleinsein, das Bedürfnis nach der Nähe des Bruders, das diese Worte eingibt.

Wilhelm dagegen war es, dem die so andere Art des Bruders geradezu Schmerzen machte. Im Jahre 1822 schrieb er an Achim von Arnim zu der Frage, ob man eine Stelle an der Universität Bonn hätte annehmen sollen, die Savigny den Brüdern vermitteln wollte: *Angenommen, ich hätte eine Bibliothekars-Stelle bekommen und Jacob wäre blos Professor geworden, so zweifle ich noch immer, daß dieser dazu passend wäre.* Und dann bricht es einmal heraus: *Er hat weder Lust noch Ruhe zur Mittheilung und Darstellung. Überhaupt ist er bei seinem immer angeregten, heftigen und kampflustigen Charakter zu allem Gemeinschaftlichen, wo einer nur einen Platz hat, nicht beherrscht, eben nicht geschickt. Seine Natur neigt zu einer beständigen Critik, und er hat diese Neigung noch immer ausgebildet, so daß er fast überall das Böse zuerst sieht oder was er dafür hält, und das Meiste im menschlichen Leben, das gemischt mit natürlichen Mängeln muß hingenommen werden, ist ihm daher zuwider oder doch langweilig. Auf diese Art entfernt er sich, wie fast von allen Menschen, von vielem, das andere erfreut, und gehört zu denen, die es übel nehmen, wenn man sagt, sie könnten doch eigentlich glücklich leben. Mir macht dieser Zustand oft Kummer, er ist dann im höchsten Grad empfindlich, glaubt sich verlassen und zurückgesetzt und ist traurig darüber, während er durch ein gewisses stacheliges Wesen jedermann von sich entfernt hat. Gott weiß es, wie mir hohle Enthusiasten und Schönthuer zuwider sind, aber dieses Nagen an allem, das nichts gelten und bestehen läßt, ist mir auch schrecklich, wie ein Haus voll Mäuse, die alles anfressen und deren Zahn man in der Stille hört. Ich sage das gewiß nicht, um ihn herabzusetzen, er hat ein redliches Herz und wird auf alle großen Fragen die rechte Antwort geben, und an Scharfsinn und Gelehrsamkeit habe ich ihn zu allen Zeiten über mich gestellt.*

In demselben Brief sagt Wilhelm über sich selbst: *Ich habe eben keine Lust, ein vornehmer und angesehener Mann zu werden, meine Wünsche gehen nur dahin, in einfachen, natürlichen Verhältnissen wie bisher leben zu können, Ehre ist mir genug damit verbunden gewesen, ich habe oft gewünscht, daß ich deren immer so würdig gewesen, und ich verlange nur so viel Auskommen, als nöthig ist, ohne Bedrängniß und ängstliche Sparsamkeit, die auf Kleinigkeiten Rücksicht nehmen muß und einem die Unbefangenheit wegnimmt, zu leben. Was man sich mit Geld darüber hinaus verschafft, sieht in der Ferne wünschenswerther aus, an sich ist es nicht viel werth und macht, wie ich bei andern gesehen, eine Menge lästiger Schereien.* Die geradezu grundlegende Verschiedenheit der beiden kann wohl kaum deutlicher ausgesprochen werden. Aber niemals führte sie zu einem Gegensatz.

Wir sehen eindringlich: Diese Zweisamkeit war durchaus nicht eine bequeme Selbstverständlichkeit, sondern eine menschliche Aufgabe, die von beiden Brüdern echte Qualität des Charakters verlangte: Zuerst im Geltenlassen, in der Achtung vor der Andersartigkeit des anderen; dazu im Zusammenwirken mit gegenseitiger Ergänzung und in der Freude an solchem gemeinsamen Werk; und schließlich in dem, was wieder Jacob einmal so schön ausgedrückt hat: *Die Hauptsache, nämlich daß wir uns lieb haben.*

Die unterschiedliche Art und Wirksamkeit der Brüder spricht sich auch im persönlichen und brieflichen Verkehr mit anderen aus. Jacobs Freundschaften und sein Briefwechsel waren ganz vorwiegend wissenschaftlicher Art. Wilhelm aber schrieb die Familienbriefe, an den Schwager Ludwig Hassenpflug und die Schwester Lotte; an die Brüder Ferdinand und Ludwig; an die Familienfreunde, die Blumes und die Simrocks – um nur einige Namen zu

nennen. Besonders auffallend und wohl auch charakteristisch ist Wilhelms Briefwechsel mit befreundeten Damen, mit den Schwestern von Haxthausen und weiter mit Anna von Arnswaldt, mit Wilhelmine von Schwertzell, Caroline von Verschuer, Philippine von Calenberg und Caroline von der Malsburg. Vor allen aber zu nennen Jenny von Droste-Hülshoff, die ältere Schwester der Dichterin. Mit ihr verband Wilhelm Grimm eine jahrelange, sehr innige Freundschaft; von ihrer – man darf wohl sagen: liebenden – Hand stammt auch ein Bild von Wilhelms Äußerem, das sie ihrem Tagebuch anvertraute: *Er ist ziemlich groß, hat schwarzes, wenigstens dunkelbraunes Haar, die schönsten, sprechendsten braunen Augen, die ich je sah, eine schöne Stirn, hübsche Nase, Mund ist nach meinem Geschmack, einer der hübschesten, interessantesten Menschen, die ich kenne, bei dem die kleinste Bewegung seiner Seele in den Augen und auf dem ganzen Gesichte sichtbar ist.* Sehen wir demgegenüber eine – freilich recht nüchterne – Schilderung von Jacobs Erscheinungsbild (sie stammt von dem Dichter August Grafen von Platen, der die Brüder besuchte), so wird auch dieser Unterschied geradezu handgreiflich: *An Gestalt ist er klein und schwächlich, seine Augen scheinen etwas blöde* (die hellblauen Augen waren stark kurzsichtig) *und sein Mund ist verzogen, was aber seine Physiognomie nicht unangenehm macht.* Ich darf hier den Versuch einer Kennzeichnung wiederholen: Jacob verdiente – und verdient noch heute – die *Achtung* dessen, der ihm gegenübertritt; Wilhelm erwirbt unmittelbare *Zuneigung*. Ihm müssen und wollen wir insbesondere anerkennen und ihm dankbar sein, daß er dem so anders gearteten Bruder in allen inneren Schwierigkeiten und äußeren Nöten – und an diesen hat es in beider Leben wahrlich nicht gefehlt – unabwendlich getreu verbunden blieb. Diese große menschliche Leistung sollte nicht übersehen, sondern hoch eingeschätzt werden.

Nun aber ist von Wilhelms wissenschaftlicher Tätigkeit und seinen viel zu wenig bekannten Leistungen zu sprechen, die sich in dem gezeichneten Rahmen auch von denen des Bruders abheben und so zu würdigen sind.

Was beide Brüder zunächst erfüllte und leidenschaftlich beschäftigte, was sie aus ihrer juristischen Ausbildung und Laufbahn herauszog und sie auch weiter durch ihre Lebensarbeit begleitete, war die Idee der aus alter und ältester Zeit bei allen Völkern überkommenen *Naturpoesie* oder *Volkspoesie*, wie sie es lieber nannten. Wilhelm ergriff sie, zum Teil gemeinsam mit dem Bruder, mit Übersetzungen – er übersetzte dänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, Märchen des Neapolitaners Basile, aus dem Isländischen Lieder der Edda, aus dem Althochdeutschen das Hildebrandlied, aus dem Mittelhochdeutschen den „Armen Heinrich“ des Hartmann von Aue, aus dem Englischen die von Crofton Croker gesammelten irischen Elfenmärchen. Hier zeigte sich und übte sich die Sprachkunst in Wilhelms poetischer Natur in einer Weise, daß seine Übersetzungen noch heute zu dem Besten gezählt werden, was es auf diesem Gebiete gibt. Jacob beschäftigte sich mit spanischen Volksballaden („Romanzen“ genannt); aber er veröffentlichte sie bewußt in der Ursprache – zu keiner Konzession an den Freund und Leser solcher Dinge bereit.

Den breitesten Raum nehmen in Wilhelm Grimms wissenschaftlichem Wirken die Ausgaben althochdeutscher und mittelhochdeutscher Texte ein. Hildebrandlied, Armer Heinrich sowie die Edda-Ausgabe noch mit dem Bruder zusammen, aber sehr wesentlich von Wilhelm gefördert. Dann aber in reicher Folge: Graf Rudolf, Freidank, Rosengarten, Rolandslied, Werner vom

Niederrhein, Konrad von Würzburg, Athis und Prophlias, Kasseler Glossen und anderes mehr.

Zwei Inhalte waren es, die den Mitbegründer der Wissenschaft von deutscher Sprache und Literatur an diese Texte heranzogen: Heldensage – also auch wieder *Volkspoesie* – und hessische Herkunft der Dichtung. Hildebrand und Roland als echte Gestalten der Volkssage, der „Freidank“ als Überlieferung alter Volksweisheit in Merksprüchen, und es ist bemerkenswert, daß Wilhelm Grimm den großen Walther von der Vogelweide als den hinter einem Pseudonym versteckten Verfasser der Freidank-Dichtung sehen wollte – hier also nicht als höfischen, sondern als Volkssänger. Die nur in Bruchstücken erhaltenen Dichtungen „Graf Rudolf“ und „Athis und Prophlias“ – die eine eine Art Sage aus der Kreuzzugszeit, die andere eine Gestaltung der alten Freundschaftssage; beide von Dichtern althessischer Herkunft geformt. Die Ausgaben althochdeutscher Texte – Hildebrandlied und Altdeutsche Gespräche nebst den Kasseler Glossen – gründen sich auf Handschriften der Kasseler Bibliothek und führen weiter zurück nach Fulda. Wilhelm Grimms Ausgaben waren jahrzehntelang gültig und sind auch heute noch benutzbar; zwei von ihnen, Graf Rudolf und Freidank, erlebten noch in der Lebenszeit des Verfassers neubearbeitete Auflagen.

Zur Geschichte der Sprache und Literatur hat Wilhelm Grimm Gewichtiges beigetragen. Sein großartiges, bis heute gültiges Buch über die deutsche Heldensage erfaßt zum erstenmal und zugleich vorbildlich nicht nur die Überlieferung, sondern die Aufnahme der Heldendichtung über lange Zeit; ihr Publikum, ihre Freunde, Verehrer und Nachahmer. Es zeigt: Wo wurden die Helden der Nibelungen, der Dietrichsagen genannt, wo wurden sie im Bilde dargestellt, wo nannte man sich selbst nach ihnen? Erst heute begeht man wieder diesen Weg, nicht nur den Dichter als schöpferische Persönlichkeit zu würdigen, sondern auch seine Aufnahme, seinen Widerhall, seine Gültigkeit bei den Menschen, für die er sein Werk geschaffen hat. Gründliche Beachtung verdient Wilhelm Grimms Anteil am Deutschen Wörterbuch. Dessen Verfasserangabe lautet nicht wie ehemals *von den Brüdern Grimm*, sondern *von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*, womit deutlich gesagt sein sollte, daß die Anteile der Brüder nicht ineinandergeflossen, sondern selbständig und unterschiedlich gestaltet sind. Besonders bemerkenswert, daß nicht Jacob, sondern Wilhelm Grimm es war, der zuerst in der Öffentlichkeit über den Plan des Deutschen Wörterbuchs ausführlich berichtete, nämlich bei dem sogenannten Germanistentag in Frankfurt am Main 1846. Mit seiner vor der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgetragenen, umfangreichen Studie „Deutsche Wörter für Krieg“ lieferte Wilhelm als erster eine Arbeit über das, was in der Wissenschaft heute ein Wortfeld genannt wird. Nicht vergessen sei, daß er mit seinem Buch „Über deutsche Runen“ (1821) der Begründer der Runenforschung in Deutschland geworden ist. Er hat dieses Gebiet auch in weiteren Arbeiten bestellt und gefördert.

Kaum bekannt sind heute die Rezensionen von Büchern deutscher und ausländischer Verfasser, in denen Wilhelm Grimm viel Eigenes niedergelegt hat. Erst neuerdings konnte ermittelt werden, daß er Heinrich von Kleists Novellen ausführlich und sehr lobend besprochen hat. Bei den „Göttingschen gelehrten Anzeigen“ wurde er eine Art Fachreferent für skandinavische Lite-

ratur, für Sagen-, Märchen- und Runenkunde sowie für Literatur zur Urgeschichte.

Möchte man glauben, daß Wilhelm Grimm für Unterhaltungszeitschriften, ja für Zeitungen geschrieben hat? Daß er sich einmal darum bewarb, Redakteur einer Zeitung zu werden? Um so interessanter ist es, ihn auch von dieser Seite kennenzulernen. Wilhelm Grimm – nicht sein Bruder Jacob – wurde „Prinzenerzieher“; dem hessischen Kurprinzen gab er Geschichtsunterricht.

Lebhafte Teilnahme fanden zu seiner Zeit und finden bis heute seine Vorlesungen, die er als Professor in Göttingen und als Mitglied der Akademie in Berlin gehalten hat. Sie sind uns zum Teil im eigenen Manuskript, zum Teil in Niederschriften seiner studentischen Hörer erhalten. Er las in Göttingen über das Nibelungenlied und die Gudrun – also wieder über die Heldensage; in Berlin auch über den Freidank und den Erek des Hartmann von Aue. Wie tiefgründig und zugleich unmittelbar ansprechend diese Darbietungen waren, mag an einigen Sätzen aus der Erek-Vorlesung deutlich werden:

*Das letzte Ziel dieser Vorlesung ist kein anderes, als das ich bei meinen übrigen im Auge gehabt habe. Ich wünsche Sie in den Geist des deutschen Altertums so lebendig und wahrhaft, als es in meinen Kräften steht, einzuführen. Nicht bloß auf Gelehrsamkeit ist es abgesehen, die tot ist, wenn sie nichts als sich selbst sucht; ich möchte dazu beitragen, daß Sie lernen die Gegenwart auch aus der Vergangenheit, mit der sie durch unzählige Fäden zusammenhängt, zu erkennen. Man gräbt einen verschütteten Brunnen auf, nicht damit jemand auf dem Wasserspiegel sein eigenes Gesicht wohlgefällig beschauen könne, sondern damit seine Quelle heraufdringe und den Boden, da wo er dürr und unfruchtbar geworden ist, tränke und befruchte. . . . Die Geschichte ist der Boden unter uns, in dem wir Wurzel schlagen. Unsere Arbeit besteht darin, daß wir die Steine hinwegschaffen, die Gleichgültigkeit oder Unverstand daraufgeworfen haben. Wer sich von der Geschichte wendet, eine Gesinnung, die häufig genug bei uns in dieser Zeit auftaucht, ja gerühmt und gepriesen wird, wer jeden Tag von neuem beginnt und mit dem Abend beschließt, der gleicht jenen gespenstigen Wesen Rübezahls, die den Schein des Lebens einen Tag annahmen, aber mit der einbrechenden Nacht wieder verwelkten.*

Es ist nicht verwunderlich, daß die angesprochenen Studenten einen solchen Lehrer, der nicht nur Wissen vermittelte, sondern eine innere Haltung, der einen echten Bezug zur Gegenwart und ihren Forderungen vermittelte, daß sie einen solchen Lehrer als Menschen hoch geschätzt und ihm zu seinem Geburtstag eindrucksvolle Ovationen gebracht haben – mit Fackelschein, Liedern und eigenen Gedichten. Eindrucksvoll und unerhört gegenwärtig ist es auch, was der so Geehrte seinen Schülern damals antwortete:

*Ich kann mich heute unter Ihnen ungestört an diesem Beweis Ihrer freundlichen Gesinnung für uns freuen. Wir eignen ihn nicht uns zu, wir nehmen ihn an als Ausdruck Ihrer Liebe zu den Studien, die wir gepflegt haben. Diese Studien . . . wollen nicht bloßer Zierat, nicht müßige Gelehrsamkeit sein; das Erkenntnis unseres Altertums, seiner Sprache, seiner Poesie, seines Rechts, seiner Sitte will die Geschichte erklären, beleben, erfrischen und schmücken, will den Baum des deutschen Lebens tränken aus eigenem Quell. Aber die Erforschung des deutschen Altertums fordert, wie alles, was lebendig machen soll, ein Streben, das ernst und innig sein muß. Es gehört die Begeisterung dazu, die Sie noch haben, mit der Sie alles erfassen; die schönste Gabe Ihres Alters, die Gabe, auf der die Zukunft ruht. Sie möge Ihnen immer bleiben.*

Nun aber – was ist mit den *Märchen*, dieser ersten großen Leistung zweier begeisterter Zwanzigjähriger, nicht etwa zweier alter Gelehrter? Die Sammlung, von den Brüdern gemeinsam begonnen, ja im Anfang von Jacob am lebhaftesten gefördert, wurde schon von der zweiten Auflage (1819) an (und insgesamt sind zu Lebzeiten der Brüder sieben große und zehn kleine Ausgaben erschienen) *Wilhelms* eigenstes Arbeitsgebiet und Verdienst. Er hat mit seiner Arbeit an den Märchen den bedeutenden Ruhm seines Bruders an Weite und Dauer noch übertroffen, und es muß einmal deutlich gesagt werden, daß es eben sein Verdienst war und bleibt, daß die Sammlung der Kinder- und Hausmärchen zu einem Welterfolg geworden ist. Und nicht nur das. In ihrer Folge stehen die Volkserzählungs-Sammlungen in aller Welt – bis heute. Der von Wilhelm Grimm gefundene und ausgebildete volkstümliche Erzählstil wurde maßgebend für diese neue Literaturgattung, und die von den Grimms begründete Erzählforschung wurde zu einem blühenden Zweig der Literaturwissenschaft. Die von Wilhelm Grimm betreute Sammlung der Volkserzählungen ist bekannt in aller Welt. Der Eskimo wie der Südamerikaner liest sie in seiner Sprache; in der Sowjetunion stehen sie an der Spitze in der Statistik der Übersetzungen aus fremden Sprachen; in Thailand, China und besonders in Japan sind sie ebenso bekannt wie in allen anderen Ländern Europas. „Grimms Märchen“, in Deutschland gesammelt, gehören der Welt!

Über diese Sammlung von Volkserzählungen – sie enthält ja außer den eigentlichen „Zaubermärchen“ auch Schwänke, Rätsel- und Vexiergeschichten sowie Kinderlegenden – ist uns gerade in jüngster Zeit mancherlei zu bedenken gegeben worden.

Zum einen: Nicht alles, ja eigentlich nur wenig in den Kinder- und Hausmärchen Gebrachtes sei unmittelbar aus dem Volksmund gekommen, manches auch schon früher gedruckt worden. Das ist richtig. Dagegen ist aber zu bedenken: Jacob und Wilhelm Grimm hatten nicht die Möglichkeit, selbst herumzureisen und – etwa *in Spinnstuben und Köhlerhütten* – wortgetreue Texte aufzunehmen, wie es heute mit dem Tonband geschieht, mit der einen Ausnahme der Frau Dorothea Viehmann, die sie darum um so höher geschätzt haben. Und wenn sie hätten reisen können, so hätten sie leicht die Erfahrung gemacht, die auch Späteren nicht erspart geblieben ist, daß nämlich die Erzähler dem Fremden gegenüber hartnäckig geschwiegen hätten. Man war also auf Vermittler angewiesen, auf verständige, aufgeschlossene, vertrauenswürdige und – schreibkundige Vermittler. Daß das zum Teil junge Damen waren, die für so etwas Sinn und Zeit aufbrachten, mag ihre Aufzeichnungen hier und da von einem angenommenen „Urzustand“ der Geschichten etwas entfernt haben. Aber wie war ein solcher Urzustand der Überlieferung um 1810 überhaupt noch erreichbar? Die Kunst des Erzählens ging allgemein ihrem Ende zu. Das bestätigte sich in der Trümmerhaftigkeit des den Brüdern zugekommenen Materials. Besonders Wilhelm Grimm hatte demgegenüber eine Vorstellung davon, wie eine Volkserzählung gut und vollständig aussehen könne und müsse – ohne Einmischung fremder Gewürze, Verzierungen und Lehren, wie es bei anderen geschah. Was nicht aus gegenwärtiger, mündlicher Überlieferung zu entnehmen war, konnte nur in gedruckten Quellen aufgesucht und mußte gegebenenfalls entsprechend zurechtgerückt werden.

Zum andern: Es wird gesagt, die Grimmschen Märchen seien gar nicht deutscher, sondern in hohem Ausmaß französischer Herkunft. Man verweist

im besonderen auf den Franzosen Charles Perrault, der im 17. Jahrhundert 8 (acht!) von ihm aufgenommene Erzählungen auf seine Art stilisierte, von denen einige in stark veränderter Form, auf deutschem Boden erzählt, auch im Grimmschen Bestand erscheinen. Das ist seit langem bekannt. Auch den Grimms war es bekannt, nur waren sie der Meinung, daß die Märchenmotive nicht Eigentum eines einzelnen Volkes seien. Wer will denn auch gültig bestreiten, daß es etwa eine Rotkäppchenerzählung nicht auch schon im 17. Jahrhundert – oder auch früher – auf deutschem Boden gegeben haben könnte, ohne daß sie eben aufgezeichnet wurde? Dorothea Viehmann, die Märchenfrau aus Kassel-Niederzwehren, sei eine Hugenottin gewesen, heißt es. Aber: Ihr Urgroßvater Isaak Pierson, seinem Namen nach nicht französischer, sondern niederländischer Herkunft, hatte sich 1686 in Frankfurt am Main einem Hugenottenzug angeschlossen. In Hessen, wo der Zug Aufnahme fand, wurde er Bürgermeister der neuen Gemeinde – natürlich weil er Deutsch verstand; und er heiratete nacheinander zwei Deutsche, nicht Französinen. Bis auf eine waren alle Ehefrauen der Piersons Deutsche. Es ist hier doch wohl einiges sorgfältiger zu prüfen und vor Verallgemeinerungen zu schützen.

Und schließlich wird – mit Recht – festgestellt, daß gerade Wilhelm Grimm die ihm zugekommenen Erzählungen von Auflage zu Auflage überarbeitet habe. Gerade das ist sein einmaliges, bleibendes Verdienst. Prof. Heinz Röhlke hat aus dem schriftlichen Nachlaß der Brüder eine stattliche Anzahl von Aufzeichnungen zum Abdruck gebracht, die von Wilhelm Grimm nicht mehr verwendet wurden. In einer dieser Niederschriften sagte der Gewährsmann, der Kandidat Siebert aus Treysa, dazu: *Dies Märchen erzählte mir Willi (wohl sein Bruder Wilhelm) sehr verworren und unvollständig, und ich mußte selbst eine zusammenhängende Erzählung daraus machen.* Aber selbst diese „Rekonstruktion“ ergab nur eine höchst dürftige Darstellung. Was Wilhelm Grimm durch seine behutsame, kenntnisreiche und liebevolle Arbeit an den Märchentexten erreicht hat, ist die Überführung der absterbenden Volkserzählung an ein bücherlesendes Publikum, das damit in seiner Lesefreude bestätigt wurde, zugleich aber eine ihm sonst verlorene Literatur vor Auge und Ohr bekam, die ihm die „hohe Literatur“ nicht bieten konnte. Aus diesem durch Wilhelm Grimm sauber gefaßten Quell haben viele Generationen lang außer dem unseren auch die anderen Völker geschöpft, indem sie seine Texte übersetzten, bebilderten, sich aneigneten. Diese Aufnahme gerade von Wilhelm Grimms Kinder- und Hausmärchen – so dürfen wir sie am Ende einmal gestrost nennen – in allen Ländern der Welt ist ein Beweis der Richtigkeit der Grimmschen Vorstellung, daß Märchen überhaupt von der Urzeit an allen Völkern zugehören müßten. Wirklich bewährt sich bis heute die von den Brüdern so liebevoll ans Licht gehobene Volkserzählung als die wahre Weltliteratur.

Aber auch der Name der „Brüder Grimm“ ist uns entscheidend durch die Märchensammlung gegenwärtig. Welche Bedeutung kommt nun gerade Wilhelm Grimm in dieser Zweisamkeit zu? Es wird des öfteren gesagt, er habe eigentlich immer im Schatten seines Bruders gestanden. Aber die innere Struktur dieser allzu oberflächlich gesehenen Gemeinschaft und ihrer Wandlungen im Laufe der Zeit wurden bisher kaum beachtet. Gewiß: Jacobs Ruhm strahlte hell, vorab durch seine Deutsche Grammatik, dazu durch die Fülle seiner immer wieder Aufsehen erregenden und bis heute wirksamen großen

und kleineren Werke. Doch das geschah im Äußeren; wie sah es im Inneren aus? Die frühen Zeugnisse über das Verhältnis unter den Brüdern, die ich zu Anfang sprechen ließ, ließen in einer – gewiß manchen überraschenden Weise erkennen, daß es der herbe Jacob war, der bei all seiner harten Vitalität doch die Nähe des Bruders suchte, ja sie nicht entbehren konnte. Wie klingt das doch in der Vorrede zum dritten Bande seiner Grammatik, 1831, nach Wilhelms schwerer Erkrankung, die ihn tagelang dem Tode nahegebracht hatte:

*Lieber Wilhelm, als du vorigen winter so krank warst, muste ich mir auch denken, daß deine treuen augen vielleicht nicht mehr auf dieses buch fallen würden. Ich saß an deinem tisch, auf deinem stuhl, und betrachtete mit unbeschreiblicher wehmuth, wie sauber und ordentlich du die ersten bände meines buchs gelesen und ausgezogen hattest; mir war als wenn ich es nur für dich geschrieben hätte und es, wenn du mir genommen würdest, gar nicht mehr möchte fertig schreiben. Gottes gnade hat gewaltet und dich uns gelaßen, darum von rechtswegen gehört dir auch das buch. . . . Wenigstens wenn du mich liesest, der du meine ganze art genau kennst, was sie gutes haben mag, und was ihr gebricht; so ist mir das lieber, als wenn mich hundert andere lesen, die mich hie und da nicht verstehen oder denen meine arbeit an vielen stellen gleichgültig ist. Du aber hast nicht nur der sache, sondern auch meinetwegen für mich die gleichmäßigste unwandelbarste theilnahme. Sei also brüderlich mit allem zufrieden!*

Alle Leidenschaft Jacob Grimms für seine Arbeit, sein Wirken und Schaffen, alle Freundschaft zu „Mitschaffenden“ (wie er sie einmal nannte) und Gleichgesinnten ließen ihn doch in einer innerern Distanz, wie sie eben Männerfreundschaften eigen ist, ließen ihn letztlich im Menschlichen allein, ja einsam. Die Nähe einer liebenden Frau blieb ihm versagt. Einzig von Dortchen Wild konnte er sagen: *weil ich dich so lieb habe – als meine Geschwister.* Dortchen Wild wurde Wilhelms Frau. Sie blieb Jacobs Betreuerin bis an sein Lebensende; aber auch hier galt – der Abstand. Die in der Frühzeit fast nahtlos erscheinende Arbeitsgemeinschaft unter den Brüdern entwickelte sich zu einer Form, die Wilhelm einmal (in einem Brief an Bettine von Arnim vom 11. 6. 1839) so kennzeichnete: *Jacob und ich, wir pflegen, wenn ein Entschluß zu fassen ist, nicht eher uns zu besprechen, als bis jeder eine entscheidende Ansicht gefaßt hat; sie ist noch nie so verschieden gewesen, daß wir uns dann nicht hätten einigen können.*

Wenig Beachtung hat es bisher gefunden, daß Jacob, eigentlich der gesündeste, der leistungsfähigste unter den Grimm-Geschwistern, immer wieder mit Todesgedanken umgegangen ist. Schon in Göttingen schrieb er ein bewegendes Testament und bestätigte das wiederholt in späteren Jahren. Im September 1841 schrieb er für Wilhelm und Dortchen nieder: *den leib befiel mir in der letzten tagen her wiederholt solch eine schwere und müde, dasz ich mich sehnte nach auflösung in gott, der ein einiger ist, und mich nehmen wird wie er mich geschaffen hat, und weisz, warum er will, dasz unsere augen erblassen, unsere hände ruhn, unsere herzen stehn. fasset euch über mich. . . .* Das geschah im Anfang der Berliner Zeit, eigentlich auf der Höhe seines Lebens. Und nach des Bruders Tod schrieb er in die Familienbibel: *ich werde diesem liebsten bruder über nicht lange nachfolgen und an seiner seite zu liegen kommen, wie ich ihm im leben fast immer vereint gewesen bin.* Das alles geschah doch wohl aus der Not einer inneren Einsamkeit.

Wilhelm Grimm „im Schatten des Bruders“ – wie es gern gesagt wird? Ach

nein, wir sollten es sehen: Jacob lebte in dem warmen Licht der Nähe des Bruders, der in sich ruhenden, selbst von Liebe und vielfacher Freundschaft getragenen, sich selbst, seiner Sache, und anderen von Herzen treuen Begleiters. Jacob war in seinem Schaffen gestärkt durch die unaufdringliche, aber stete Gegenwart des Bruders. Es darf getrost gesagt werden: Ohne Wilhelm Grimm, den anderen der beiden Großen, gäbe es nicht den großen Jacob Grimm. Jacob, der herbe, in sich einsame Mann, in der Arbeit ein weit ausgreifender Mäher; Wilhelm der dichterisch empfindende, gern andern zugeneigte, lebenswürdige, aber ebenso würdige Forscher, Künstler, Ehemann und Vater, in der Arbeit ein pfleglicher Gärtner. Beide einander achtend, liebend und in ihrer Unterschiedlichkeit sich fruchtbar ergänzend. Ohne das Miteinander der beiden gäbe es auch nicht das Leitbild einer Deutschen Philologie, wie sie zu ihrer Zeit gepflanzt wurde und zur Blüte kam, in Forschung und Lehre dem Menschen zugewandt, nicht *müßiger Gelehrsamkeit*, wie Wilhelm es ausdrückte.

Dies aber sagte am Ende seiner Gedenkrede der Ältere dem verstorbenen Bruder: *von allen unsern büchern lag ihm die märchensammlung zunächst am herzen und er verlor sie nicht aus den augen. . . . so oft aber ich nunmehr das märchenbuch zur hand nehme, rührt und bewegt es mich, denn auf allen blättern steht vor mir sein bild und ich erkenne seine waltende spur. -*

So geschehe es auch uns - und nicht nur an einem einzigen Gedenktag.